

Das Märchen vom süßen Brei

Nina Bandi, Yvonne Wilhelm

Diese Lecture-Performance von Yvonne Wilhelm – sie ist Mitglied der Künstlergruppe knowbotiq research – und Nina Bandi wurde am 15. März 2018 in der raum*station in Zürich aufgeführt. Mitgewirkt hatte auch Sarah Züst, die mit Sound arbeitete. Bei diesem Text handelt es sich um das Script, das Yvonne Wilhelm und Nina Bandi in Vorbereitung auf die Veranstaltung gemeinsam entwickelt und während der Performance von ihren Mobiltelefonen abgelesen haben.

Yvonne Wilhelm: Nina, du hast mich netterweise zu dieser Veranstaltung eingeladen und mir damit zugleich die Frage gestellt: What can art do? Und ich dachte im ersten Moment: holy shit! Welche Kunst ist hier denn gemeint? Und welche Kunst kann tun?

Dann erinnerte ich mich seltsamerweise an ein Gespräch zwischen zwei meiner Hochschulkolleg*innen über ihre private Kunstbibliothek. Der Herr meinte, er hätte für sich die Erfahrung gemacht, dass wenn eine Aktualisierung des Bücherregals ansteht, für ihn danach die Monografien übrigbleiben. Die am Gespräch beteiligte Dame erwiderte, dass bei ihr genau das Gegenteil der Fall wäre. Bei ihr würden lediglich die Publikationen zu Gruppenausstellungen übrigbleiben. Zwar hatte ich bei letzterem reflexartig zugestimmt, dann aber im Stillen gedacht. Quatsch! Bei dir versickern beide, die Monographien und die Ausstellungskataloge letztlich im Keller, um dann, ziemlich angestaubt, bekleckert und angenagt im Altpapiercontainer zu landen. Die Bücher, die in meinem Bücherregal stehen bleiben, stehen dort, weil sie als Publikationen befreundeter Künstler- und Theoretiker*innen mit Emotionen beschwert sind und irgendwie geduckt dort ausharren.

Nina Bandi: Kunst kann doch anscheinend Vieles tun. Die Kunst? Oder der, oder das Kunst? Denn wenn es eine Gesellschaft dazu treibt Gewichtungen und Verlagerungen, und wenn vielleicht auch nur vor dem eigenen, privaten Bücherregal vorzunehmen, dann ist die Kunst (bleiben wir vielleicht einmal dabei) eindeutig Akteurin.

Yvonne Wilhelm: Da muss man vielleicht zuerst die Frage stellen: Von welcher Kunst sprechen wir? Von jener Kunst, die es vermag unendlich schwere, mit Ausstellungsansichten gespickte und mit möglichst wenig Text geadelte Bücher drucken zu lassen, die sich dann tonnenschwer auf dem tiefergelegten Couchtisch stapeln, um wiederum in glänzenden Interieur-Fotografien in Lifestyle-Hochglanzmagazinen zu landen? Von diesen Inszenierungen von Kunst kann eine gute Anzahl von Fotograf*innen, Buchhändler*innen, Sammler*innen, Papierlieferant*innen, Designer*innen, und der Online-Versandhandel relativ gut leben. Aber eine andere Gruppe von Menschen sind von diesem Bilderzirkel ganz und vermutlich gezielt ausgeschlossen. Also, von welcher Kunst sprechen wir?

Nina Bandi: Hmmh, ja ich vermute, dass sind nicht die Geschichten über Kunst, über die wir sprechen wollen? Wir, also du und ich, und...

Yvonne Wilhelm: Nein.

Nina Bandi: Also ich dachte schon, dass wir über die Kunst – ich bitte dich darum, dass wir einfach mal beim weiblichen Artikel bleiben – über die Kunst sprechen, die agiert, die agieren kann, die in bestehende, gesellschaftliche und politische Strukturen eingreifen kann. Die Kunst, die etwas Neues zu generieren vermag?

Yvonne Wilhelm: Uiiiiii, mit dem Begriff des Neuen habe ich immer so meine lieben Probleme!

Nina Bandi: Okay, also dann lass uns von der Kunst sprechen, die etwas ›Anderes‹ herstellen kann. Das Andere, das nicht auf dem Coffe Table landet und dort ausharrt. Das Andere, was sich einmischt und wirksam ist.

Yvonne Wilhelm: Die Kunst, die tut? Die Kunst, die gut tut oder Gutes tut?

Nina Bandi: Ich glaube Du verstehst mich falsch. Ich meine nicht die Kunst, die hilft, nicht die Kunst als Sozialarbeit. Über diese Art »What can art do« sprechen wir heute nicht.

Yvonne Wilhelm: Mal sehen, denn in diesem philanthropischen Sinne ist Kunst Mittel zum Zweck? Oder? Und dieser Zweck wäre evaluierbar hinsichtlich Wirksamkeit und Effizienz.

Nina Bandi: Ok, da stimme ich Dir zu. Aber was ist das für eine Kunst, die wirksam, aber gleichzeitig nicht unmittelbar effizient, quantifizierbar und optimierbar sein will? Ist dies ein Ansatz, den du in deiner künstlerischen Praxis verfolgst?

Yvonne Wilhelm: Ja, nehme ich an.

Nina Bandi: Und die arbeitet nicht in der Unmittelbarkeit?

Yvonne Wilhelm: Nicht in dem effizienten Sinn. In unserer künstlerischen Praxis nehmen wir uns Zeit, Zeit genauer hinzusehen, zu verstehen und manchmal auch etwas zu verhandeln, was vielleicht vorher in der Form nicht da war. Aber nicht, um sich damit zufrieden zu geben, sondern um zu fragen, was es mit mir zu tun hat und wie man andere Akteure aufs Parkett rufen kann.

Nina Bandi: Das musst Du mir näher erklären.

Yvonne Wilhelm: Nimm die Aufregungen unserer Zeit.

Nina Bandi: Ich rieche den Braten. Du sprichst sicher gleich über die Digitalisierung.

Yvonne Wilhelm: Jein, auch über Technologisierung, Automatisierung, Algorithmisierung oder Synthetisierung. Da findet zur Zeit etwas statt, was ›unsere‹ kollektiven Vorstellungen von Menschsein, Nichtmenschsein und Dasein grundlegend verändern wird. Und im Vollzug dieser Veränderung merkt man, dass darüber, was wird, dass darüber kaum Imaginationen vorhanden sind. Aus diesem Grund haben wir kaum ein symbolisches, prosaisches oder bildliches Repertoire, um die Veränderungen, Verschiebungen und Verflechtungen, die eine heute dominierende Technosphäre mit sich bringt, zu verhandeln. Wie vermögen wir diese zunehmend molekularen Prozesse und algorithmischen Interaktionen kritisch zu hinterfragen, wenn sie sich, da sie mikro- und nanoklein, fragmentiert und/oder diskret sind, jeglicher Wahrnehmung entziehen? Wie müssten die künstlerischen Praktiken aussehen, die sich hier einmischen, aber nicht servil sein wollen? Würde aus ihnen Kunst entstehen, die, weil sie sich ästhetisch einmischt, auch politisch werden könnte?

Nina Bandi: Könntest Du uns ein Beispiel nennen, das diesen Anspruch verdeutlicht? Oder willst Du den künstlerischen Ansatz nicht zu explizit machen, weil dann etwas verloren ginge?

Yvonne Wilhelm: Seltsamerweise scheinen diese interventionistischen künstlerischen Praktiken noch nirgends erfasst zu sein. Und ich nehme an, das hat seinen Grund. Wenn man die Praktiken so genau entwerfen, konzipieren und lehren könnte, bestünde dann nicht wieder die Gefahr, dass diese unmittelbar werden würden? Würde man nicht unweigerlich durch das Benennen Methodiker und Verfahrenstechniker*innen, die Coaches und Controller*innen aufs Parkett rufen?

Nina Bandi: Aber wie willst du dann Handlungsräume ›gestalten‹, wenn du die Praktiken nicht definieren willst?

Yvonne Wilhelm: Durch das Zulassen von Uneindeutigkeit. Durch das Zelebrieren von Unschärfe, das Fördern des Spekulativen, durch das Bestehen auf das Undurchsichtige.

(Pause)

Hmmh, wie kann ich das erklären. Naja, erklären ist schon das falsche Wort.

Kennst Du die Geschichte vom Brei? Ja, so ein grimmsches Märchen, mal eines, das nicht offensichtlich so gewaltvoll ist wie üblich. Dieses Märchen ist relativ un

bekannt, weil es scheinbar keine Moral anbietet. Dadurch hat die Geschichte etwas Unbefriedigendes, was ich äußerst konstruktiv finde.

Nina Bandi: Märchenstunde?

(Pause)

Ich liebe die Geschichte vom Brei, das Bild dieses Breis, der immer größere Ausmaße annimmt, dickflüssig, zäh wird, sich ausbreitet, das ist mir noch sehr präsent. In dem Bild, das ich dazu im Kopf habe, speist sich der Brei unaufhörlich aus sich selbst heraus.

Yvonne Wilhelm: Ja. Aber, es geht eigentlich um mehr. Für mich ist es mehr ein Märchen über das Tun, über den Sinn und Unsinn von Gutes tun und über das Andere.

STIMME: Es war einmal ein herzensgutes Mädchen, das wohnte mit seiner Mutter in einem armseligen kleinen Häuschen mit einem Raum und einem Dachbett. Sie hatten weder Gut noch Geld und auch das Essen war knapp und niemand war da, der ihnen half. Vor Kummer schickte die Mutter ihr Kind mit einem kleinen Körblein hinaus in den Wald. Es sollte sehen, was doch die Natur ihm würde schenken können.

Nina Bandi: Hat das Märchen etwas mit der Frage »What can art do?« zu tun? Sieht nicht gerade danach aus!

Yvonne Wilhelm: Lass uns Zeit! Lass uns noch mal zur Kunst zurückkommen, zu dieser einen. Du weißt schon.

Hast Du das Interview zwischen H-U-O und Alexander Kluge im online Magazin E-flux im April letzten Jahres gelesen?

Nina Bandi: H-U-O?

Yvonne Wilhelm: Ja, Hans Ulrich Obrist, der das Handeln in der Kunst zu seiner Marke erklärt hat. Ja, er! Er: »Die personifizierte Kunst!«.

Der Titel dieses Artikels ist: *What Art Can Do!* Durch den Titel, der eben eine Behauptung und keine Frage ist, werden Antworten versprochen.

Nina Bandi: Und? Hast du welche gefunden?

Yvonne Wilhelm: Nein, nicht wirklich. Außer man gibt sich damit zufrieden, dass sich zwei ältere bis altersweise Herren, vermutlich in dunklen Anzügen und weißen Hemden (hmm, trägt Kluge nicht bevorzugt dunkle Hemden?) in zwei sehr sehr tiefen Sesseln gegenüber sitzen und sich distinktiert unterhalten. Wobei sie sich dabei eine Menge erwartbarer Stichworte zuspieren: Kunst – Aura – Gesamtkunstwerk – Fritz Lang – Handwerk – Montage – Joyce Eisenstein Picasso Djagelev und die Gegenwart.

Nina Bandi: Uh, die meisten Stichworte sind bereits verstorben, einschließlich der Gegenwart.

Yvonne Wilhelm: Ja, und das ist alles sehr risikolos. Abgesehen davon kommt es in diesem Artikel zu einer bekennenden Äußerung von Seiten Kluges:

Kluge sagt: »What I do isn't art. It's recording something through the optics of art as a lens.«

H-U-O konkretisiert: »That means that art in this sense isn't autonomous. It becomes a tool instead.«

AK: »A very respectfully used tool. It's as if the image emerges from the material.«

Nina Bandi: Das heißt, für Kluge kann Kunst, – wenn er die Autonomie von Kunst verweigert – als Linse etwas »ins Bild setzen«, was sich sonst nicht artikulieren kann?

Yvonne Wilhelm: Ja, aber für mich ist Kluge der Linsenhalter, der darauf wartet, dass sich etwas ins Bild schiebt.

Nina Bandi: Und was wäre das, was er sich ins Bild schieben lässt?

Yvonne Wilhelm: Naja, er kann davon ausgehen, dass der Hunger immer irgendwo so groß ist, die Aussichtslosigkeit so manifest, dass irgendjemand immerzu bereit ist, zur Nahrungssuche sein minderjähriges Kind alleine in irgendeinen Wald zu schicken.

STIMME: Das Mädchen war schon den ganzen Tag umher gelaufen und hatte nur ein halbes Körbchen voll Beeren gefunden. Die Dämmerung trat schon bald ein und es würde heimgehen und der Mutter nicht mehr bringen, als was es hatte sammeln können. Es wurde ganz traurig, wenn es schon an die Mutter dachte.

Nina Bandi: Nein, ich will es dir nicht so einfach machen. Lass uns davon ausgehen, dass sich nicht irgendetwas x-beliebiges in Kluges Linse drängen kann?

Yvonne Wilhelm: Du meinst also etwas Dringliches?

Nina Bandi: Was würde für dich diese Dringlichkeit denn forcieren? Ungleichheit? Ungerechtigkeit? Unterdrückung? – wenn wir das so benennen wollen?

Yvonne Wilhelm: In unserer Geschichte ist die Dringlichkeit nicht der leibliche Hunger, der sich wohl bei Kluge vor die Linse schieben würde. Es wäre vielleicht die Trauer des Mädchens, ihre Sorge um die Mutter. Die Emotionen, die der Protagonistin ins Gesicht geschrieben wären. Die Aufnahme des schwächtigen, leidenden Körpers.

STIMME: Doch wie das Kind sich auf den Heimweg machte, begegnete ihm eine alte Frau, die wusste schon um seinen Kummer. Die Alte schmunzelte es an mit warmem Blick und sprach zu ihm, es möge einmal zu ihr kommen.

Nina Bandi: Kunst als Mit-Leiden, als Sorge? Da winden sich jetzt einige Kolleg*innen. Sollten wir uns auch winden?

Yvonne Wilhelm: Ich denke schon. Wir wollten zu Beginn ja schon nicht so recht darüber sprechen. Vielleicht kommen wir besser nochmal auf deine Ausgangsfrage »What can art do?« und Kluge zurück. Wenn Kluge, ganz im Gegensatz zu seiner frühen politischen Medientheorie, meint, dass sich Bilder aus Dringlichkeit heraus materialisieren und formieren wollen, dann steht für mich ein alterslarmoyantes Ethos des Affizierens und emotional Bewegens dahinter. Und natürlich Quatsch, dass er bei der Linse lediglich Steigbügelhalter ist, der Schärfe und Blende etwas nachjustiert. Es geht in letzter Instanz doch um ihn, der erwartet, dass das ins Bild gesetzte, das von ihm gestreichelte, sich genüsslich gegen seine gutmeinende Hand schmiegt und dabei schnurrt.

Nina Bandi: Dann bist Du der Ansicht, dass wenn Kunst für sich das Sichtbarmachen in Anspruch nimmt, dass dann nicht die Dringlichkeit den Kameramann instruiert, sondern der Kameramann seine, nennen wir es mal etwas pointiert, philanthropischen Gelüste bedient?

Yvonne Wilhelm: Ja sehr verkürzt. Und dabei von der anderen Seite nur Dankbarkeit zulässt.

Nina Bandi: Und das ist ja das Problematische – hier geschieht dann die Instrumentalisierung. Und verunmöglicht als Reaktion auf diese Inszenierung jeden anarchistischen Witz, jeden parodistischen Impuls, jede satirische Tanzeinlage.

Yvonne Wilhelm: Jo.

STIMME: Das Mädchen trat zu ihr und sah die Alte mit großen, scheuen, ehrlichen Augen an. Der Frau begegneten in diesem Blick die Sterne des Himmels.

Nina Bandi: Hast Du dafür ein konkretes Beispiel? Ein negatives vielleicht?

Yvonne Wilhelm: Eigentlich kein Beispiel, und schon gar kein negatives. Eher ein Beispiel für eine Art der Verhandlung, ein sehr ambivalentes. Es geht um den niederländischen Künstler Renzo Martens. Er sagt: »Ich bin ein weißes, männliches, europäisches Arschloch, der nach Afrika geht, weil er in der Kunst Erfolg haben will und deshalb das Prekäre des in Kolonialität verhafteten schwarzen Körpers – eben mit den weißen Sternchen in den dunklen Augen – ins Bild schiebt und gleichzeitig ausbeutet.« Doch er geht einen Schritt weiter und sagt: »Aber ich gebe euch (also den armen ausgebeuteten Afrikaner*innen) im Gegenzug Werkzeuge in die Hand (eben z.B. jene Klugesche Kamera), durch die jeder von euch auch ein männliches, weißes, europäisiertes Arschloch werden kann.«

Aber eigentümlicherweise lacht er nicht, wenn er im weissen Hemd in den mit rotem Teppich ausgeschlagenen Vortragssälen der großen Kunstinstitutionen unserer ach so globalisierten Welt seine Projekte vorstellt.

Nina Bandi: Sollte er?

Yvonne Wilhelm: Ehrlich gesagt, wenn er es sarkastisch meint, ja... Aber ich vermute er lacht nicht, weil er trotz Allem glaubt, etwas Gutes zu tun.

Nina Bandi: Und dass ihm damit die selbstverliebte und humanistische Anerkennung des Kunstsystems sicher ist?

Yvonne Wilhelm: Wie meinst du das?

Nina Bandi: Dass dieser Humanismus und die daraus erwachsenden humanitären Gesten im Kunstfeld durchaus eine gewisse Funktion haben – eine äußerst problematische.

Yvonne Wilhelm: Von welchem Humanismus sprichst du denn?

Nina Bandi: Ja, ich weiß, so können wir das nicht stehen lassen. Sylvia Wynter, die du schon oft in gemeinsamen Gesprächen erwähnt hast, verwendet den Begriff des (planetaren) Humanismus, um einerseits nach den Gründen für die Wahrnehmungen der Menschen und andererseits den Möglichkeiten dieses Mensch-Seins zu fragen, wobei diese eingeschrieben sind in eine gewaltvolle Kolonial- und Wissensgeschichte. Ist eine solche Aushandlung für dich auch künstlerisch interessant?

Yvonne Wilhelm: Ja, vor allem, wenn man mit seismischen Fühlern für die aktuellen Verschiebungen, Verflechtungen und Verdrängungen unseren universellen Humanismus, welcher nach Sylvia Wynters Meinung ein rein eurozentrischer ist, in Frage stellt.

Nina Bandi: Und dann einen anderen, einen planetaren, für alle gültigen entwickelt?

Yvonne Wilhelm: Nicht für alle, dann würde man in die alte Falle tappen, sondern einen für das Andere gültige. Wynter fordert einen Humanismus, der das inhumane, anorganische und vermutlich auch das technologische miteinbezieht.

STIMME: Und über die Freude an diesem klaren und lieben Wesen schenkte sie ihm einen Topf.

Nina Bandi: Ich glaube, um das mit dem anderen Humanismus etwas besser zu verstehen, müssen wir kurz zu den Sternchen in den Augen zurückkommen. Dieses Leuchten aus den traurigen Augen, aus einem jugenhaften Körper eines unschuldigen Mädchens?

Yvonne Wilhelm: Ja, warum nicht?

Nina Bandi: Naja, das lässt mich an Tiqquns Mädchen denken. Das junge, jungenhafte Mädchen, dieses Jungen-Mädchen. Es ist kaum zu übersetzen.

Yvonne Wilhelm: Ja, ich weiß, was Du meinst. Aber dieses Tiqqun-Mädchen ist sicher kein unschuldig jungfräuliches Mädchen. Es ist ein Objekt der Begierde, eine Modellrolle, ein Motor der kapitalistischen Maschine.

Nina Bandi: Ich weiß. Auch unser Mädchen im Märchen vom Brei bleibt, wie wir später hören werden, nicht unschuldig.

Yvonne Wilhelm: Genau. Das Mädchen wird durch den Besitz des Topfes Teil des Wertesystems, von dem sie vorher ausgeschlossen war. Die Herren Grimm, Martens und Kluge geben den ins Bild gesetzten Marginalisierten die Möglichkeit durch die paternalistische Liebe Teil ihrer selbst, Teil ihres Spektakels zu werden. Wie heißt es bei Tiqqun, wenn ich mich richtig erinnere: »Man liebt nicht, man liebt sich liebend.«?

Nina Bandi: Kennst Du die schöne Liste über das Junge-Mädchen?

Yvonne Wilhelm: Ja:

Das Junge-Mädchen hat	den Mikroben	den Krieg erklärt
Das Junge-Mädchen hat	dem Zufall	den Krieg erklärt
Das Junge-Mädchen hat	den Leidenschaften	den Krieg erklärt
Das Junge-Mädchen hat	der Zeit	den Krieg erklärt
Das Junge-Mädchen hat	dem Fett	den Krieg erklärt
Das Junge-Mädchen hat	dem Obskuren	den Krieg erklärt

Weißt du, wie sie weitergeht?

Nina Bandi: Ja:

Das Junge-Mädchen hat	der Sorge	den Krieg erklärt
Das Junge-Mädchen hat	der Stille	den Krieg erklärt
Das Junge-Mädchen hat	dem Politischen	den Krieg erklärt

Und schließlich:

DAS JUNGE-MÄDCHEN HAT DEM KRIEG DEN KRIEG ERKLÄRT

STIMME: »Mein Kind,« sagte die Alte, »sprich zu dem Töpfchen ›Töpfchen, koch!‹ Und wenn es aufhören soll, sprich zu ihm ›Töpfchen, steh!‹ Dann wirst du und deine Mutter ausgesorgt haben.« – Das Mädchen nahm den Topf, stellte das Körbchen hinein, bedankte sich artig und konnte ihr Glück nicht fassen. So dankbar war es für die Hilfe, die ihm so ohne Falschheit zugekommen war.

Nina Bandi: Und in dieser Liebesgeschichte nimmt das Mädchen den Topf freudig an, lässt sich infizieren von ihm und wird Teil des humanistischen Spektakels.

Yvonne Wilhelm: Genau.

STIMME: Es eilte nach Hause zur Mutter und reichte ihr die Gaben. Immer wenn sie Hunger hatten, sprach das Mädchen »Töpfchen, koche!« und wenn genug da war, sprach es »Töpfchen, steh!« Sie hatten keine Sorge mehr, konnten alle Nachbarn einladen und niemand in dem Dorfe musste mehr des Hungers leiden.

Yvonne Wilhelm: Und so spricht das Mädchen: »Es ist mir egal, ob ich frei bin, solange ich glücklich bin!«

Nina Bandi: Ja unfrei! Denn es und alle konnten nichts anderes mehr essen als Hirsebrei!

Yvonne Wilhelm: Und merken es nicht.

STIMME: Eines Tages war das Mädchen wieder ausgegangen, um noch ein paar Beeren zu pflücken, denn süßer Brei und Beeren wurden fortan ihre Leibspeise. Die Mutter wollte das Töchterchen überraschen und das Essen schon bereit haben, wenn es zurückkäme. So sprach sie »Töpfchen, koche!« und der Topf füllte sich mit Milch und füllte sich mit Zucker und mit Grieß und kochte auf.

Nina Bandi: Und wo bleibt jetzt die Kunst?

Yvonne Wilhelm: Naja, ich würde sagen, für die meisten sind das die Beeren auf jenem Hirsebrei des bescheidenen Luxus.

Nina Bandi: Ehrlich? Kein Entkommen? Auch mit der Kunst nicht?

Yvonne Wilhelm: Entkommen aus was? Aus der trügerischen Sicherheit? Eine Sicherheit, die andere ausschließt, die eben nicht Teil der auserwählten Dorfgemeinschaft sind.

Nina Bandi: Mmh, gehören wir da dazu? Du und ich, und ...

Yvonne Wilhelm: Wir zwei oder drei sind nach Tiqqun nicht unbedingt gemeint, wir als Praktikantinnen der Reproduktion und des Häuslichen. Wir sind schon oder vermehrt vollbrüstig.

Nina Bandi: Gut, dann vielleicht nicht mehr Jungen-Mädchen. Aber Mädchen.

Yvonne Wilhelm: Eben, da irrt für mich Tiqqun, wenn sie die weibliche Adoleszenz generell vom Spektakel ausnehmen. Da werden selbst die ach so revolutionären Tiqqun unangenehm konservativ und exkludierend. Aber das würde hier jetzt zu weit führen.

Nina Bandi: Du meinst also, dass wir als Künstler*innen weiterhin einfach dem Luxus die Sahnehäubchen aufsetzen?

Yvonne Wilhelm: Naja, Kunst (ohne Artikel) ist für mich nicht absolut und universell. Ich für mich versuche leichte Formen des Eskapismus.

Nina Bandi: Und die wären:

Yvonne Wilhelm: Die sabotierende Arbeit am Ästhetischen.

Nina Bandi: Mit schön malen?

Yvonne Wilhelm: Ach, Du weißt genau, dass ich das nicht meine! Nein! Mich beschäftigt, wer das Ästhetische definiert und regelt. Tiqqun beschreiben für mich auch eine ästhetische Theorie. Ihr *man* kreiert mit dem Jungen-Mädchen eine kulturelle Imagination, die für so verführerisch beworben wird, dass wir sie uns alle einverleiben wollen, um Teil des Spektakels zu werden. Diese Jungen-Mädchen, die ja, das hätten wir vielleicht schon früher sagen sollen, keine geschlechtsspezifische Konstruktion sind, sind Formationen von Präsenzen, die andere, mögliche Präsenzformen überwältigen. Wir werden dadurch auf dem Auge des Vielfältigen blind. Wir werden trainiert aus dem Ornament des Lebens immer wieder die gleichen stereotypen Sehnsuchtsformen herauszuschälen, nämlich Abbilder der schönen, flachbrüstigen Jungen-Mädchen. Das ist meiner Meinung nach eine Art gestaltrelevante Erziehung.

Nina Bandi: Das ist dann das Imaginäre, das gerade auch die westlich-moderne, eurozentristische Rationalität ausmacht? Aber wo ist denn Platz für ein anderes Imaginäres, für viele andere Imaginäre? Nach Castoriadis ist die Frage danach ja genau das Politische.

(Pause)

Wo siehst du denn deinen Ansatz realisiert? Hast du, neben deiner Praxis, andere Beispiele?

Yvonne Wilhelm: Naja von Realisation kann keine Rede sein. Wir reden hier ja auch mehr, als das wir tun. Ich denke, Yinka Sonibare funktioniert ein bisschen in eine Richtung, die ich bei der Frage nach der Verflechtung des Ästhetischen mit dem Politischen und umgekehrt interessant finde. Er ist ein britisch-nigerianischer, halbseitig gelähmter Künstler.

Nina Bandi: Sag mal, kennst Du keine Frauen als Beispiele?

Yvonne Wilhelm: Ja, komisch. Du hast Recht! Naja, aber immerhin ist er people of color und disabled.

Nina Bandi: Naja, jetzt werde nicht sarkastisch... was wolltest Du sagen.

Yvonne Wilhelm: Gut. Also Sonibare nutzt bunt gemusterte Stoffe, die zwar afrikanisch aussehen, aber schon seit Jahrhunderten in Europa explizit für den afrikanischen Markt hergestellt wurden und zu Zeiten des Kolonialismus als Tauschware

dienten im unmenschlichen Dreieckshandel mit Sklaven. Und mit diesen ach so exotisch scheinenden Stoffen überzieht er alles, was im eurozentrischen Kultur- und Kunstverständnis von Wert ist: ikonische Gemälde der Kunstgeschichte, die er durch Puppen nachstellt, ehrwürdige Bibliotheken und Archive, Luxusgüter, kleine und große Schiffsmodelle und auch sich selbst stilisiert er, wenn er als schwarzer Dandy auftritt, als Inkorporation einer viktorianischen Bourgeoisie. Und dadurch beginnt das, was wir für sicher halten, – die eindeutige Form – zu flirren und sich aufzulösen. Man weiß nicht, wo die Patterns beginnen und enden, wo die Formen sich öffnen, weil die Linien schwinden und das Wissen anfängt sich zu molekularisieren. In positiven Fällen führen diese Phänomene zum Erbrechen und zu einem ›visual noise‹ begleitet von heftiger Migräne.

Nina Bandi: Also ein Konzept einer Ornamenttheorie – oder eher einer ornamentierenden Praxis?

Yvonne Wilhelm: Von beidem etwas.

Nina Bandi: Und was hat das noch mit unserem unaufhörlich vor sich hin blubbernden Brei zu tun?

Yvonne Wilhelm: Dieser von Sonibare provozierte psychedelische Zustand erzeugt, wie der Brei des Märchens, um für einen ganz kurzen Moment symbolisch zu werden, eine formlose, wabernde, sich plasmatisch vorwärtsbewegende Einmischung in die kulturelle und ästhetische Werteproduktion, in die Sicherheit einer humanistischen Wertegesellschaft, die unser Junges-Mädchen mit ihrem Terror der schönen Form, der vereinfachten Form am Laufen hält.

STIMME: Er war zur Hälfte voll, da dachte sich die Mutter, dass es ausreiche und machte sich auf, das Kochen zu beenden. Doch ach, ihr fiel das Wort nicht ein. Das Wort, welches dem Topf Einhalt geben würde. Schon war der Topf drei Viertel voll und die Mutter grübelte und grübelte, lief im Raum umher und suchte das Wort.

Nina Bandi: Na das Wort... Warum macht sie nicht einfach das Herdfeuer aus?

Yvonne Wilhelm: Nina! Ein bisschen mehr Leidenschaft für die nahende Katastrophe!

STIMME: Der Topf quoll über, der Brei bedeckte schon den Tisch und lief das Tischbein hinab, benetzte den Boden, lief zum Haus hinaus und auf die Straße.

Nina Bandi: Ah, ich sehe es wird bedrohlich – der nahende Kontrollverlust. Und entsteht hier die Dringlichkeit, von der wir zu Beginn gesprochen haben?

Yvonne Wilhelm: Ich glaube, ja. Aufquellend. Überfließend. Beugend-brechend. Derivat. Wie sagst du immer so schön im Englischen, wenn du das Derivative erklärst: »it's spilling over.«

Nina Bandi: Ist das der Moment, der Moment des Spilling-Overs, wenn das Handeln beginnt? Wenn der Moment des Politischen einsetzt?

Yvonne Wilhelm: Mmh, bin mir nicht sicher. Das hieße ja dann, dass man im Moment des Kontrollverlusts unweigerlich politisch wird? Und das, nur weil man handeln muss, weil man nicht untergehen oder überwältigt werden will? Ist das Spilling-Over nicht eher der Moment, wenn man ahnt, dass die kulturellen Imaginationen, die Techniken der Reduktion, die Gestaltgesetze und der Kanon des Wissens aus den bürgerlichen Archiven plötzlich nicht mehr greifen?

Nina Bandi: Ja, wenn die vermeintlichen Rückführungen zu irgendwelchen Anfängen ins Leere laufen. Wenn es kein Teilen, das ein Zer-Teilen ist, mehr gibt, wenn der Brei an die Grenzen, zu den Kategorien, den Regeln und kontrollierenden Algorithmen gelangt und über diese hinausquillt...

STIMME: Er drängte sich an andere Häuser heran und füllte das ganze Dorf mit Brei, bis über den Kopf hoch.

Yvonne Wilhelm: Die Absurdität ist: Diese Katastrophe ist süß schmeckend, als wenn sie herbeigesehnt wäre.

Nina Bandi: Nimm an, dieser Brei kommt bei Dir durch Türen und Fenster, durch die letzten Schlitzte und Öffnungen in dein Arbeitszimmer oder Schlafzimmer oder Küche. Mit einem Zischen der Stromversorgung wird alles dunkel.

Yvonne Wilhelm: Nee, mein Computer hat noch Akku! Mein Bildschirm leuchtet mir!

Nina Bandi: Hilft dir nicht viel, wenn der Brei in die Anschlüsse und Ventilatorschlitzte eindringt und dein Motherboard lahmlegt. Dann siehst auch du nix mehr. Es würde dunkel, opak, verdeckt. Wir würden uns inmitten der molekularen Struktur des Breis befinden. Da würde uns der intensive Geruch des süßen Breis zum Erbrechen bringen. Und wir würden unter Umständen an beidem ersticken.

Yvonne Wilhelm: Ich dachte, das Spilling-Over ist bei Dir positiv besetzt?

Nina Bandi: Ja, denn es ist dann nicht nur die Kunst – die mit dem weiblichen Artikel – deren Linsen blind und Pinsel verklebt werden. Es ist auch das bestehende patriarchale Wissen, das dann in den Archiven verfaut.

Yvonne Wilhelm: Soweit kommt es aber im Märchen im Moment doch gar nicht!

STIMME: Als das Töchterchen zurückkam, sprach sie rasch »Töpfchen, steh!« und schon war dem Kochen ein Ende gesetzt.

Nina Bandi: Nein, frag jetzt nicht, wo das Töchterchen war!

Yvonne Wilhelm: Ich glaube Geschäfte machen!!

Nina Bandi: Unser Mädchen ist immer noch das Tiqqunsche Junge-Mädchen, vergiss das nicht!

Yvonne Wilhelm: Und sie kommt von Außen!

Nina Bandi: Von welchem Außen... okay, sie kommt zurück und versucht den vorherigen Zustand wiederherzustellen. Sie spricht zwar ein Machtwort, aber sie will die Restauration. Das alles wieder so wird wie vorher.

Yvonne Wilhelm: Da hast du jetzt Recht! Sie will wieder die Jungen-Mädchen Herrschaft!

Nina Bandi: Seltsamerweise ist die Geschichte vom Märchen gleich zu Ende, jetzt wo es eigentlich spannend wird. Dieser Zustand im Brei. Da gibt es keinen Text dazu. Niemand sagt, was aus dem Mädchen und der Mutter wird. Unter dem Brei, der tonnenschwer alles unter sich begräbt, was vorher wichtig erschien. Der Brei aber, auch in seinem Überfluss tötet anscheinend nicht, weil er doch weiterhin nährt, indem er durch unsere Körper geht und uns dabei am Sprechen hindert? Vielleicht weil wir jetzt an dem Punkt sind, wo die Sprache nicht-sprachlich wird..., werden muss?

Yvonne Wilhelm: Ja, wo es nicht mehr darum geht, dass der einzelne sich zivilisiert artikuliert, um die Katastrophe diskursiv auszuhandeln. Und wir das Schaben der plasmatischen Scheinfüßchen zulassen.

Nina Bandi: Wo nicht mehr die zwei Herren die Frage verhandeln ›What Art Can Do‹, sondern es eher dahingehet, zu fragen, ›what can a body do?‹ Aber kein einzelner, individualisierter Körper.

Yvonne Wilhelm: Tätig werden als kollektiver, organloser Körper?

Nina Bandi: Ja. Denn wir sind jetzt assembliert mit und entropisiert in Allem. Im molekularen Hirsebrei, mit den unheimlichen Ängsten und im Dunkeln entfesselten Sehnsüchten. Im Verschüttetsein in der Spucke und dem Kot aller, unter symbiotischen Solidaritäten mit allem Organischen, Fermentierten und Fragmentierten.

Yvonne Wilhelm: Ja, und vergiss nicht mein ruiniertes Motherboard!

STIMME: Wer aber künftig in das Dorf wollte, hatte noch lange damit zu tun, sich hindurch zu essen.

Nina Bandi: Das ist der schönste Satz im Märchen!

Yvonne Wilhelm: Ja. Wir sind anscheinend der einen Katastrophe knapp entkommen.

Nina Bandi: Indem wir uns durch die Katastrophe durchessen müssen. Sie quasi verinnerlichen müssen.

Yvonne Wilhelm: Ja und damit das viele Andere, du weißt, das Nicht-Neue vom Beginn unseres Gespräches, ermöglichen könnten. So sehe ich es.

Nina Bandi: Und was kann Kunst dabei tun?

Yvonne Wilhelm: Du hast den Artikel weggelassen! Vielleicht kann sie helfen im Falle einer Katastrophe nicht nur die eine Imagination des Jungen-Mädchens zur Verfügung zu haben?

Nina Bandi: Also durch Kunst wird oder muss es für dich Raum für das Spekulieren, das Fiktionalisieren und Fabulieren geben?

Yvonne Wilhelm: Müssen ist immer schwierig. Aber ja, es hieße, sich als Künstler*innen von formlosen Körperkonzepten infizieren und besiedeln zu lassen, von der Cyborg von Donna Haraway, dem Flesh von Hortense Spillers, dem organlosen Körper Deleuze und Guattaris, den Maroons, den Runaway Slaves von Fred Moten!

Nina Bandi: Oder den Haptikalitäten von Stefano Harney, den quantenspringenden Diffraktionen bei Karen Barad und dem amoebenhaften Riesenpilz von Anna Lowenhaupt Tsing?

Yvonne Wilhelm: Genau. Und vice versa. Aber das Gespräch müsste dann heißen: What theory can do!

Nina Bandi: Und das Jungen-Mädchen?

Yvonne Wilhelm: Versucht vermutlich mit all ihren praeadoleszenten Reizen die Kontrolle zurück zu bekommen, indem sie die Verschütteten überreden will, solidarisch mit ihr mit Schaufeln und Eimern den früheren Zustand wieder herzustellen.

Nina Bandi: Während die Künstler*innen und andere versuchen, Strategien zu entwickeln in der Dunkelheit und der Molekularität der scheinbaren Katastrophe als Etwas zu überleben?

Yvonne Wilhelm: Ja. Und man hat keine Chance von Außen unbeteiligt zuzusehen. Der Brei bedeckt alles. Man muss viel auf sich nehmen um an dieser schleimigen Assemblage teilnehmen zu können.

Nina Bandi: Weil man sich durchessen muss.

Yvonne Wilhelm: Ja.